universität
innsbruck
Universitäts- und
Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Ein Ort für morgen

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1994

11

urn:nbn:at:at-ubi:2-7505

11

Am Abend kam Onkel Fritz. „Mir kommt vor, du bist noch magerer geworden", rief die Großmutter aus und machte sich sofort am Herd zu schaffen. Maria dachte, ihm hätte ein Stück Schaffleisch auch gut getan. Anderseits: es gefiel ihr schon, daß Vater so standhaft war.
Außerdem wirtschaftete die Mutter sehr sparsam, und so hatten sie noch genügend Fett, um die schwarze Polenta ordentlich abzuschmalzen. Auch ein schönes Stückchen Speck lag noch auf der obersten Stellage in der Speisekammer. Großmutter pries jeden Tag dreimal, zu jeder Mahlzeit, die tapferen Schmuggler samt ihrer Nummer eins, dem Rübezahl.
Wie immer wußte Onkel Fritz viel zu erzählen. Er, als Stadtmensch, hatte ganz anders geartete Erlebnisse als die Bergbewohner in ihrer Einöde. In der Stadt gab es bereits wieder Theater und Filme. Maria war noch nie in einem Kino gewesen. Hingerissen lauschte sie den faszinierenden Berichten. Sie stellte sich das wunderbar vor, zuerst der große Saal, die erwartungsvollen Menschen, dann die Dunkelheit, die helle Leinwand mit den lebendigen, sich bewegenden Bildern, die sich zu traurigen oder lustigen Geschichten fügten, die Musik.
Onkel Fritz erzählte aber auch von weniger schönen Begebenheiten. In der Stadt litten die Menschen viel stärker unter Hunger. Oft brach die Gasversorgung zusammen. Dann gab es wieder, auch tagsüber, stundenlang keinen Strom. In den Straßen trieben sich, besonders zur Nachtzeit, gefährlich aussehende Gestalten herum. Vor denen mußte man sich in acht nehmen, die waren zu allem fähig. Aber trotz allem, das Leben in der Stadt war faszinierend, und Onkel Fritz würde um alles in der Welt nicht mehr hier in der Einöde leben wollen.
Maria konnte keinen Blick von ihm wenden. Vielleicht würde

der Vater eine Stelle in Innsbruck bekommen? Spätestens wenn sie groß wäre, würde sie auch in die Stadt ziehen wie Onkel Fritz. Und all das, was sie sich heute nur erzählen lassen konnte, selbst erleben.
Onkel Fritz strahlte, als die Großmutter die Brennsuppe auftrug, auf der goldgelb geröstete Brotstückchen und ein halbes Lorbeerblatt schwammen. Und genauso strahlte er über die Schüssel voll schön fettglänzender Polenta. Und etwas später, als die Familie sich zum Schlafengehen rüstete, über die geschmuggelte nagelneue Zahnbürste, die ihm die Großmutter wie eine Jagdbeute überreichte.
Doch mit Vaters neuer Stelle gab es Schwierigkeiten. Der Briefträger brachte am nächsten Tag einen Brief von der Schulbehörde. Der Bezirksschulrat teilte ihm darin bedauernd mit, daß er die Stelle in Saffeinz doch nicht antreten könnte. Der Ortspfarrer war dagegen. Der Lehrer, der früher dort unterrichtet hatte, war ein aktiver und hundertprozentiger Nazi gewesen und als solcher der Säuberungswelle zum Opfer gefallen. Aber gleichzeitig hatte er als ein begnadeter Orgelspieler gegolten. Vater konnte nicht Orgel spielen. So war er für den Pfarrer, der ein sonntägliches Hochamt ohne den Klang der Orgel nicht länger ertragen wollte, unannehmbar.
„Ich bin überzeugt, da setzen sie eher noch den alten Nazi wieder ein, als daß du eine Chance hättest", sagte der Briefträger.
Der Vater zuckte die Schultern. „Nun ja, ich versteh's schon irgendwie. Wenn in der Kirche eine Orgel steht, wollen die Leute auch die Musik haben. Für mich wird sich schon etwas anderes ergeben."
Die Mutter nahm die Absage nicht so gelassen hin. „Ich seh' nicht ein, was die Kirche mit dem Lehrer zu tun hat. Wenn der Pfarrer einen Orgelspieler braucht, soll er sich um einen umsehen. Das ist ja lächerlich!"
Der Briefträger schüttelte den Kopf. „Vielleicht will die Gemeinde einfach ihren alten Lehrer wieder, Nazi hin, Nazi her. So scheinheilig alle von Demokratie reden und so sehr sie nun

das zusammengekrachte Regime verdammen, innerlich hat sich bei den meisten nicht viel getan."
„Schlimmstenfalls muß ich halt noch ein Jahr hier bleiben. Wir leben doch nicht so schlecht hier heroben auf dem Berg", sagte der Vater. Er tätschelte behutsam Mutters Hand. Aber sie ließ sich nicht beruhigen. „Dann muß Maria einen weiteren Winter jeden Tag ins Dorf gehen! Nein, nein, das seh' ich nicht ein. Wenn du nichts unternimmst, fahr' ich selber zum Schulinspektor."
Nun mischte sich der Onkel Fritz ein. „Ich könnte schauen, daß ich Maria in der Stadt unterbringe. Vielleicht bei der Frau vom Chef. Das ist eine nette Frau."
Maria setzte die Kaffeetasse, die sie gerade zum Mund führen wollte, ab. In die Stadt ziehen? Jetzt schon? Ohne Eltern? Ohne Großmutter?
Aber die Mutter setzte ihrer Bestürzung ein rasches Ende. „Nein, nein, die Familie auseinanderreißen, das kommt nicht in Frage. Wir wollen miteinander in einen größeren Ort übersiedeln."
Der Briefträger war mit seinen Gedanken noch immer bei dem Brief. Er tunkte sein Brot in die Kaffeetasse, schob den aufgeweichten Bissen in den Mund, schluckte und schüttelte dann gedankenverloren den Kopf. „Das geht husch, husch, und du bist entnazifiziert und darfst dein altes Amt wieder einnehmen. Erst letzte Woche hat mir ein Kollege aus Matrei von einem ähnlichen Fall berichtet. Das ist dasselbe wie bei den Bürgermeistern. Fast die Hälfte aller heutigen Bürgermeister in unserem Bezirk waren schon während des Krieges Bürgermeister. So einfach ist es. Du brauchst nichts anderes als die richtigen Beziehungen. Und du mußt den Großkopferten zu Gesicht stehen."
„Nun, wenn sie nichts angestellt haben", sagte der Vater, „warum sollte man sie absetzen?"
„Bei den anderen Leuten, da bist du versöhnlich!" empörte sich die Mutter. „Die haben immerhin bei den Nazis mitgemacht, sonst wären sie nicht Bürgermeister geworden."

Nun mischte sich die Großmutter ein. „So ein Dorfbürgermeister, das war doch nur ein kleiner Fisch. Was mich aufregt, ist, daß sie die Großen laufen lassen. Möcht' nur wissen, wo jetzt der Gauleiter und Landeshauptmann von Tirol, der Franz Hofer, ist."
„Der soll sich umgebracht haben, ist in der Zeitung gestanden. In England soll er sich umgebracht haben. Aber die Hilde Vogl hat mir gesagt, daß sie gehört hat, das sei nur ein Gerücht", meinte die Mutter.
„Wenn es stimmte, hätte er wenigstens gebüßt, daß er das Gnadengesuch für den armen Hans Vogl abgelehnt hat", sagte die Großmutter.
„Der hat viele Gnadengesuche abgelehnt", sagte der Briefträger. „Wartet nur und laßt genügend Wasser den Ziller hinunterfließen, und der gute Hofer sitzt wieder irgendwo an hoher Stelle und führt ein feines Leben. Und wenn er stirbt, in dreißig oder vierzig Jahren, solche Falotten sind ja zäh, dann kriegt er ehrenvolle Nachrufe und ein großes Begräbnis. Das sag' ich euch!"
„Und was ist mit uns, ziehen wir ins Tal oder bleiben wir hier?" fragte Willi.
„Wir ziehen ins Tal hinunter, das garantier' ich euch, da geb' ich nicht nach, und wenn ich bis nach Wien gehen muß."
„Na, na, bis nach Wien brauchst du nicht zu gehen, Luisa, wirklich nicht", sagte der Vater. Er beugte sich nieder, um Kitty zu streicheln, die um seine Beine herumschmeichelte. „Aber ob die Katze glücklich wird in einer fremden Gegend?"
„Sie wird sich schon eingewöhnen. Ich habe mich auch eingewöhnen müssen hier heroben", meinte die Mutter.
„Im Tal wirst du dich, mein lieber Willi, mehr anstrengen müssen als hier am Berg", sagte die Großmutter. „Überhaupt, wenn du dann in die Hauptschule kommst. Da kannst du dir ein Beispiel an Maria nehmen."
Willi zog ein Schnäuzchen. „Immer die Maria, die Maria", rief er. „Die ist halt dein Liebling!"